Umfang acht Seiten

Einzelbezug 15 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

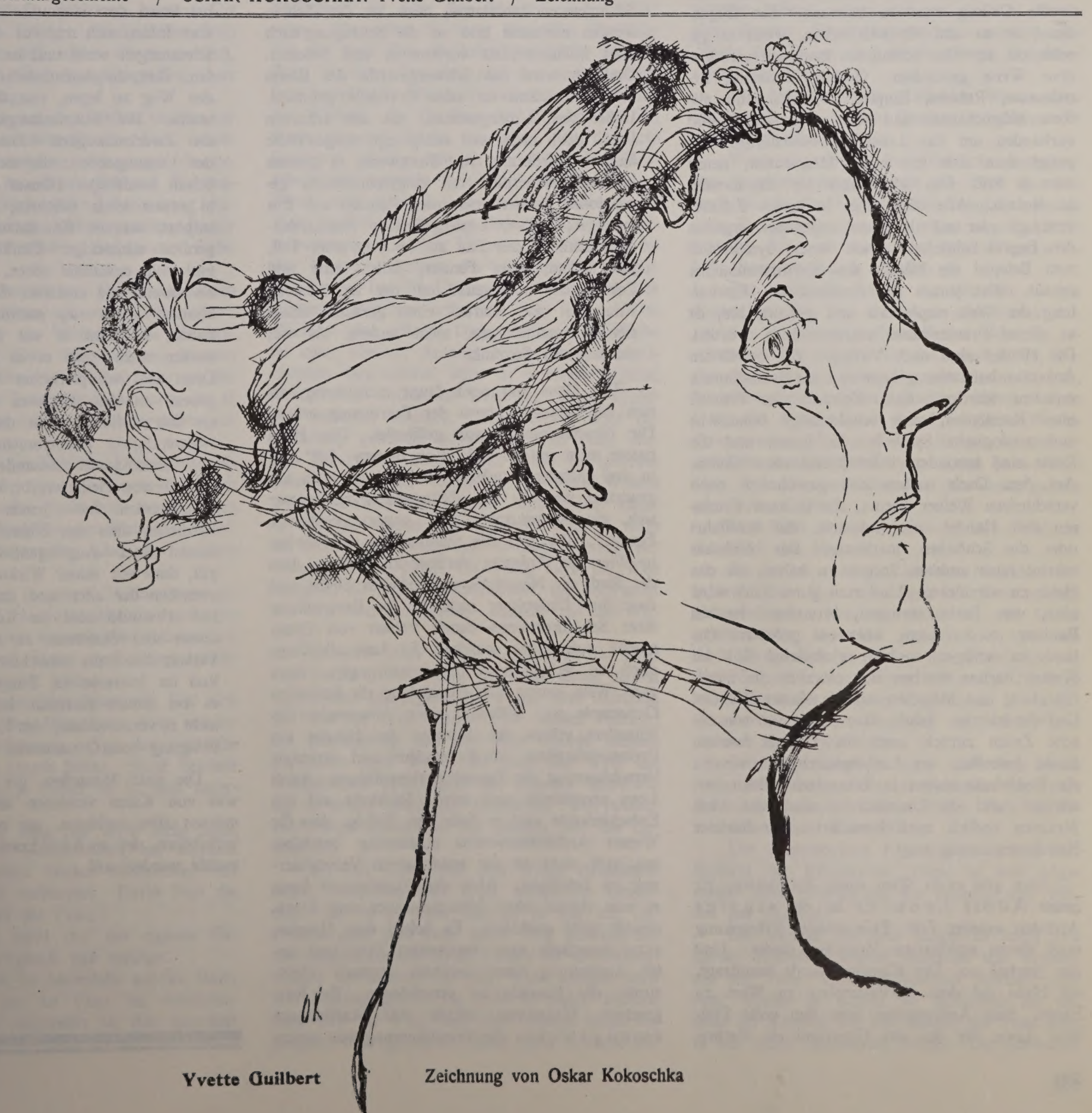
Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5
Fernsprecher Amt Pfalzburg 3524 / Anzeigen-Annahme durch den Verlag und sämtliche Annoncenbureaus

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark / Jahresbezug 5,— Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

JAHRGANG 1911 BERLIN JULI 1911 NUMMER 70

Inhalt:



Yvette Guilbert **Zeichnung von Oskar Kokoschka**

Schönheit! Schönheit!

Der Fall Adolf Loos

Die Schönheit ist ein Lebensbedürfnis des deutschsprechenden Bürgers. Ihm schmeckt sogar das Essen schön. Er zieht sich schön an, er richtet sich seine Stuben schön ein, verkehrt in schönen Bierpalästen, kauft seine Stecknadeln in Warenhäusern, die wie Kirchen aussehen müssen, und bringt von der Reise seinen Lieben schöne Ansichten mit. Das Schönheitsgefühl des Bürgers ist noch durch keinen Satz so klar definiert worden, wie durch eine Beantwortung im Briefkasten der Berliner Hausfrauenzeitung, Thomas Theodor Heine hat diese Antwort vor einigen Jahren im Simplizissimus mit einer Zeichnung versehen. Der Satz hiess: „Gegenstände, die an und für sich schön sind, werden durch Bronzieren geradezu niedlich." Er ist nicht zu überbieten, dieser Satz. Namentlich, wenn man sich der Zeichnung entsinnt: eine ganze Familie bronziert sämtliche Gegenstände und sich gegenseitig. Die Weihe der Schönheit wird über alles durchaus sinnfällig gelegt. Das wäre das Niedliche. Die Gegenstände müssen nun aber auch an und für sich schön sein. Um einer letzten Oelung wert zu scheinen. Ein Gegenstand ist an und für sich schön, wenn er geschmückt ist. Das Schmücken kann auf verschiedene Weise geschehen. Gothik, Romanik, Renaissance, Rokoko, Empire, Neurenaissance, alle diese Möglichkeiten und noch einige andere sind vorhanden um das Leben zu verschönen. Begnügt man sich mit einer Möglichkeit, nennt man es Stil. Das wirkt aber für die meisten zu einfach. Alle diese Stile in einem Zimmer vereinigt oder auf ein Haus angepappt, ergeben den Begriff Schönheit. Nach diesem System sind zum Beispiel die Häuser des Kurfürstendamms erbaut. Was jemals ein Architekt seit Erschaffung der Welt empfunden und gestaltet hat, ist in dieser Prachtstrasse missverstanden worden. Die Häuser sind nach Vorlagen der bewährten Ankersteinbaukasten gebaut und mit Buchschmuck versehen worden. Kein Komfort der Neuzeit ohne Kariatyden, ohne schulmässige botanische und zoologische Symbole (die Rosen und die Rosse sind besonders beliebt) und ohne Säulen. Auf dem Dach treiben sich gewöhnlich noch verschiedene Weiber herum, die je nach Ermessen den Handel, die Industrie, die Schiffahrt oder die Schönheit markieren. Der Architekt scheint keine anderen Sorgen zu haben, als das Heim zu schmücken. Und zum guten Ende wird alles, was Farbe annimmt, bronziert. Ist ein Bauherr in der Lage, über ein grösseres Gelände zu verfügen, so baut er natürlich Stil. Im Westen Berlins erheben sich plötzlich die Städte Nürnberg und München, an der Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche kehrt man reuig in romanische Zeiten zurück, auch die T-träger werden davon betroffen, am Ludwigskirchplatz werden die Bedürfnisanstalten in Schweizer Hütten verwandelt und die Uraniasäulen sind seit zwei Monaten endlich auch bronziert. Die Berliner Hausfrauenzeitung siegt.

Nun gibt es in Wien einen Architekten. Er heisst A d o l f L o o s. Er ist der e i n z i g e Architekt unserer Zeit. Eine schwere Erkrankung warf diesen stahlharten Menschen nieder. Und das geschah so. Der Künstler wurde beauftragt, ein Haus auf dem Michaelerplatz zu Wien zu bauen. Sein Auftraggeber liess ihm volle Freiheit. Loos, für den das Ornament ein Verbrechen bedeutet, Loos, der erste, der vor zwanzig Jahren schon die Sinnlosigkeit des übernommenen oder unarchitektonisch gedachten Ornamentes erkannte Loos baute ein Haus, ohne auf das Schönheitsbedürfnis seiner Zeitgenossen Rücksicht zu nehmen. Otto Stoessl beschreibt es also in der Fackel:

> Dreifrontig beherrscht das Haus den Eingang des Kohlmarktes, der Herrengasse und durch eine ebenso sinnreiche, wie einfache Abschrägung den Michaelerplatz, welche verhältnismässig schmale Seite gleichwohl die dominierende bleibt, indem das umlaufende, zweiteilige, hohe Untergeschoss — es nimmt nahezu die Hälfte der ganzen Mauerhöhe ein — mit grauem, bunt durchzogenem hellenischem Marmor umkleidet, gerade hier von vier mächtigen, freien, tragenden Säulen gewichtig verstärkt, geschmückt, belebt wird, während es an den anderen Strassenfronten zu ebener Erde den glatten, edeln Steinbelag nur durch die grossen Fensteröffnungen mit ihrem blitzenden Messing-, Glas- und Holzzubehör unterbrechen lässt. Der obere Teil dieses Untergeschosses ist gegen den unteren merklich, doch einfach dadurch abgegrenzt, dass sich je zwei halb eingelassene, schmälere Säulenpaare, breite Schaufenster flankierend, auch an den Seitenfronten einfinden und so die Schrägung nach dem Michaelerplatz vorbereiten und betonen. Dadurch wird das Schwergewicht des Baues aufs natürlichste an seine Stirnseite gebracht. Ueber dem Untergeschoss, das mit scharfem Profil doch nicht weit ausspringt, steigen ohne äussere Gliederung vier Stockwerke in glattem weissem Mauerputz mit eingeschnittenen, gesimslosen Fenstern mit roten Rahmen auf. Ein mässiges, steiles, kupfergedecktes Mansardendach schliesst den Bau ab, an dem jeder Teil, jede Wand, jedes Fenster, jede Fläche und Ecke scharf und genau mit der wohltuenden Knappheit und Klarheit eines geraden Sinnes sich aneinanderfügen, nicht anders, als bei einem guten Schrank.

Das Haus war noch lange nicht fertig, als sich der bekannte Sturm der Entrüstung erhob. Die Neurenaissance war gefährdet. Das Haus passte nicht in den Stil. Von diesem „Stil" darf in den nächsten hunderttausend Jahren nicht abgewichen werden. Die Zeitungen waren ausser sich, ein Kunstkritiker sah sogar „viereckige Fenster". Da griff das Stadtbauamt ein. Es hat in Wien die Aufgabe, darüber zu wachen, dass der Stadt die Neurenaissance erhalten bleibe, und dass ihre Einwohner nicht in der Entwicklung ihres Schönheitssinns durch Fehlen von Ornamentik aufgehalten werden. Es kam allerdings doch zu erheblichen Verkehrsstörungen, denn ganz Wien starrte sich monatelang die fehlenden Ornamente an. Während einer Abwesenheit des Künstlers erliess der Besitzer des Hauses ein Preisausschreiben, um die bewährte und verlangte Verschönerung der Fassade herbeizuführen. Adolf Loos protestierte nach seiner Rückkehr auf das Entschiedenste und er hatte den Erfolg, dass die Wiener Architektenvereine einstimmig beschlossen, sich nicht an der erwünschten Verschönerung zu beteiligen. Aber das Stadtbauamt kann es nun einmal ohne Neurenaissance und Ornamentik nicht aushalten. Es befahl dem Hausbesitzer innerhalb einer bestimmten Frist und unter Androhung einer unerhört grossen Geldstrafe, die Fassade zu verschönern. Bei fortgesetzter Weigerung würde das Stadtbauamt z w a n g s w e i s e die Verschönerung von einem beamteten Architekten vornehmen lassen. Ein Kompromissverschlag von Adolf Loos wurde abgelehnt. Das Stadtbauamt besteht auf seinen Schönheitssinn: mit Gott für König und Neurenaissance. Die Frist ist abgelaufen, Adolf Loos schwer erkrankt und das Stadtbauamt wird nächstens mit der zwangsweisen Verschönerung beginnen. So wirkt heute der Staat für die Kunst. Wenn die Zensur irgend ein miserables Stück verbietet, geraten die Interlektuellen ausser sich. Gegenüber dieser unerhörten Vergewaltigung eines Künstlers durch eine „ästhetische" Behörde schweigt man. Die Wiener Architekten wollten zwar nicht verschönern helfen. Aber sie müssten viel mehr tun. Sie wären verpflichtet, mit aller Energie gegen eine derartige Bevormundung aufzutreten auch wenn sie selbst ein Leben ohne Ornamentik nicht leben mögen. Die Schönheit zwangsweise aufputzen, das sollte selbst ein Haus sich im Jahre 1911 nicht gefallen lassen brauchen.

K a r l K r a u s, dieser grosse Künstler, schrieb über den Fall Adolf Loos unter anderem folgendes in der Fackel:

> Ein Geher ist hier Adolf Loos und darum ein Aergernis den Leuten, die zwischen Graben und Michaelerplatz herumstehen. Er hat ihnen dort einen Gedanken hingebaut. Sie aber fühlen sich nur vor den architektonischen Stimmungen wohl und haben darum beschlossen, ihm die unentbehrlichen Hindernisse in den Weg zu legen, von denen er sie befreien wollte. Die Mittelmässigkeit revoltiert gegen die Zweckmässigkeit. Die selbstlosen Hüter der Vergangenheit, die sich lieber unter dem Schutt baufälliger Häuser begraben sehen als in neuen leben möchten, sind nicht weniger empört, als die Kunstmaurer, die eine Gelegenheit schnackiger Einfälle versäumt sehen und zum erstenmal sehen, wie sie das Leben als tabula rasa anstarrt. Das hätten wir auch können! rufen sie, nachdem sie sich erholt haben, während er vor ihren Fassaden bekennen muss, dass er es nie vermocht hätte. Denn sein schöpferischer Mangel würde vergebens an den Zierraten stümpern, während sie ihm vielleicht auch den Respekt vor der Notwendigkeit feuilletonistisch luxen könnten und dann soviel zustande brächten, als ein Gedicht von Heine ergibt, dem man die Reime ausgebrochen hat. Jenem aber gebührt das Verdienst, dass das Stehenbleiben der Wiener einmal einer Angelegenheit des Fortschritts gilt, dass vor seiner Wirkung der Unterschied zwischen der alten und der neuen Ideenlosigkeit schwindet und die Kostgänger von Tradition und Sezession zu einem übersehbaren Verkehrshindernis verschmelzen, bis die Polizei im Interesse des Bürgerfriedens und weil es bei Strafe verboten ist, gewisse Flächen nicht zu verschandeln, den Enthaltsamen zur Anbringung von Ornamenten zwingt.

Die paar Menschen, die in Deutschland etwas von Kunst verstehen und Einfluss haben, müssen alles aufbieten, um einen Roheitsakt zu verhindern, der an Adolf Loos und an der Kunst verübt werden soll.

Trust

Der Rang der Geschlechter

von Richard Fuchs

Unser Geschlecht zeigt uns den einfachen Weg der Natur, auf dem wir ins Leben gekommen sind.

Unser Leben ist kein bleibender Zustand, sondern eine zeitliche Veränderung, ein Absteigen in der Verwandtschaft, eine Spaltung in der spröden Familie. Die Eigenschaft des Lebens ist die organische Bewegung.

Jedes Organische hat, als ein sinnliches gefaltes Element, seine durchgängige Begrenzung, aber das einzelne Organische ist wiederum ins Unbegrenzte teilbar.

Diese natürlichen Wirkungen sind noch nicht unsere eignen Ursachen, doch umschliessen unsere organischen Fähigkeiten künftige Lebensverfeinerungen. Alles was lebt, braucht nur einen Anfang, um zu leben. Auch der Mensch lebt zu seiner Zeit. Jeder von uns lebt in einer ihm eigentümlichen Form. Der Lebenslauf des Menschen ist durch das doppelte Geschlecht genügend gesichert.

Auf eine verschärfte Trennung der Geschlechter laufen alle bewussten Kulturen hinaus. Die fast ausnahmslosen Erfolge dieser Zeiten sind nicht überraschend und nicht übermenschlich, sondern entsprechen dem Aneignungstalent ihrer egoistischen Grundlagen.

Die Freiheit unseres Geschlechts ist kein unterscheidendes Geschlechtsmerkmal. Das weibliche Geschlecht kennzeichnet sich durch die besondere Fähigkeit, in seinen diskreten Formenschmuck unvergleichlich mehr Abwechslung bringen zu können. Seinem hoffnungsvollen Realismus dienen die Lichtstrahlen der ganzen Sichtbarkeit.

In diesem veränderlichen Grade kann sich der geschlechtliche Mann nie verwirklichen.

Die Vollendung des Weibes bleibt die leibliche Erscheinung. Das Wesen eines Mannes entzieht sich bisweilen den Blicken aller in der Zeit Lebenden. — Innres und Aeussres ist in beiden Geschlechtern nicht einmal umgekehrt proportional.

Es ist ein sehr gewöhnlicher Denkfehler, dass man das Organische ohne Unterscheidung mit dem Geiste auf dieselbe Stufe stellt, so dass zum Vergleich für das Sinnliche des Fleisches eigentlich nur das Unorganische, also das Leblose übrig bleibt.

Wie das Leben in zwei Geschlechtern getrennt gelebt wird, so unterscheiden sich der Geist und der Körper sowohl des Mannes wie der Frau. Frau und Mann sind ein getrennter Leib und eine getrennte Seele.

In der geschlechtlichen Spannung löst sich die sinnliche Fülle des Menschen. Aber mit der ersten Geschlechtserfahrung steigt das weibliche Leben um mehrere Grade höher. Seine Reinheit ist um so grösser, je früher es in sich unterrichtet ist.

Hier zeigt sich, dass das Weib nicht bloss das eine von zwei Geschlechtern ist, sondern dass es das Ergebnis beider Geschlechter mit wissender Unschuld verkörpert. Darin liegt die verführerische Macht der Frau.

Das Weib ist nicht nur ein eigenes Geschlecht, sondern zugleich das unsrige.

Diese Erkenntnis ist keinesfalls auf den Mann umkehrbar. Was für die Frau ein ernstlicher Konflikt ist, würde umgekehrt bei ihm spasshaft sein.

Unsere Entstehung ist wohlfeiler, als wir in Knabenjahren dachten. Die Frau tritt eher in ihre eigne Welt als wir und bekommt dadurch einen sicheren Vorsprung in der Sinnlichkeit. Ihr Ueberschuss daran ist ein wachsendes Vermögen. Die Frau zieht aus der allgemeinen Entwicklung höheren Wert als der Mann. Die Welt bewegt sich in immer grösserer Differenzierung vorwärts. Die Wesen werden mehr und mehr einander ähnlich. Dennoch, was wollen diese Ungleichheiten männlicher Kraft gegen den Unterschied bedeuten, in dem die Frau vom Anbeginn des Lebens zum Manne steht?

Ihr einzigartiges Wesen, das ein Zusammenfluss intimer Wirkungen sowohl des Mannes wie der Frau ist, wird von keinem Pflichtbegriff erschöpft. Man spricht von ihren Leistungen im Dienste der Erhaltung der Menschheit. Diese Verrichtungen erfüllt das gesunde Wesen ohnedies durch ihr besonderes Schicksal. Der Mann muss in seinem ganzen Geschäft mehr bewussten Eifer entwickeln als die Frau in ihren schwersten Tagen.

Dagegen erregt die Frau nur luxuriöse Vorstellungen der verschwenderischsten Art. Hierin findet ihre Tugend ungeahnte Gründe zur Steigerung zeitlicher Güter. Als dieses freie und elementare Wesen erzeugt sie durch scheinvolle Einheitlichkeit die Idee des Glanzes, der auf ihr ruhe. Wir sehen in ihrer lustvollen Ziellosigkeit das feste Ziel, in ihrer Uneinigkeit mit uns ihren einzigen Instinkt, um den wir hundertfach zersplitterte Wesen sie beneiden. Es stachelt die Wollust, die Quellen der Fruchtbarkeit in ihrem sicheren Besitz zu sehen, die begehrte Schönheit, die frei lebt, in der Hülle eines Menschen, der aussieht wie wir, wiederzufinden. Durch sein Beispiel, schwebenden Formen der Welt sinnliches Leben zu leihen, ohne den Zusammenhang mit den Körpern zu verlieren, ist das Weib der Anfang des künstlerischen Geistes.

Es hat für die Unvernunft des Daseins das schönste Märchen erfunden, sich selbst. Das Weib ist aller seltenen Dinge Anfang. Im Weibe ist unser oberster Anfang. Noch vor dem erwachenden Bewusstsein wird in unserem Beginn, in unserem weiblichen Ursprung unser künftiges Schicksal besiegelt. Denn unsere erste Begründung geschieht ausser uns und ohne uns. Nur der geniale Mann bietet später ein gleiches Beispiel, dass der Willenseinfluss eines Wesens weit über sein Persönliches hinausgehen kann.

Es gibt nichts, was einander fremder wäre als Mann und Frau, und dennoch entsteht der Mann aus der Frau. So wenig auch die Welt bedeutet, die ganze Menschenwelt, die doch nicht nur aus Weibern besteht, entsteht aus den Weibern.

Es wird unter keinen Umständen ein jedes von beiden Geschlechtern innerhalb seines eignen Geschlechts hervorgebracht, ausser dem einzigen, das uns zur Welt bringt. Eine Mutter vollführt die Befruchtung und aus ihrer Zierde entlässt sie Mann und Weib. So setzt das Weib die willkürlichen Spaltungen des Mannes unfreiwillig in artige Geschöpfe zusammen. Die weibliche Natur übernimmt den ganzen Akt des Geschlechts.

Wo das Leben mit dem Weibe zusammenstösst, verschärft sich jeder bestehende Gegensatz. Ja, ist es nicht, als ob es nur ein Geschlecht gäbe und nicht zwei? Wir scheinen nur die vorgeschobenen festen Posten für die Beweglichkeit des anderen zu sein. Eher werden noch alle Männer gleich, als dass es dahin kommt, dass sich die Frau mit der zweiten Rolle begnügte. Nur geringere Sinne ihres Wesens folgen unserer Führung. Ihr Grundelement flieht jeden Zwang. Denn das Weib ist nicht das Wesen, das dem ersten besten Geschlecht gehorcht, sondern ist immer ein anderer Mensch als wir. Das Geschlecht des Weibes ist das erste und ursprüngliche in diesem Leben.

Nur das Weib hat einen heimischen Ursprung, und es bleibt durch seine originale Abstammung dem Manne im Instinkt voraus. Dem Manne bleibt das Leben, wie es ist, innerlich eigentlich fremd.

Wir dürfen uns doch das Hauptmotiv der Generation nicht verbergen, wenn wir Vieles nicht falsch deuten wollen.

Des Weibes Geschlecht ist an und für sich viel interessanter als seine Folgen. W i r sind schliesslich G e b u r t e n , aber das W e i b ist W e i b.

Jeder Widerspruch des Weibes fügt sich zu seinem Vorteil. Denn das Weib bleibt in seiner Uebung, wenn seine Wirkung anders ist als wir gedacht haben. Dagegen scheidet sich der Mann, der sich widersprechend bewegt, im Glauben der Welt; mag sein Widerstand noch so berechtigt sein.

Dieser zweifellose Vorangang der Frau im Geschlecht, der beständig die kühnste Zumutung an uns stellt, macht die Frau zum Schicksal des grossen Lebens, sofern wir nur nicht in diesem den flachen Gesellschaftsbetrieb, sondern die Macht des Blutes und die Innenwelt des Menschen verstehen.

Der Mensch ist ein politisches Wesen, aber die Politik der beiden Geschlechter beherrscht sehr verschiedene Gebiete.

Wenn der Mann das öffentliche Rechtswesen begründet hat, so stellt die Frau daneben noch immer die Gewinne ihres heimlichen Rechts auf. Die Vorteile der Frau gegen uns sind funktioneller Art und nur solche können uns wirkliche Beunruhigungen schaffen.

Der weibliche Körper enthüllt sich als ein Kunstspiel, das uns im ersten und letzten Augenblick überrascht. Des Weibes Absicht erscheint in ihm Natur. Ihr Leib und Kleid, welche die Schönheit jedes Gegenstandes auffangen, brauchen keine fernerliegenden Mittel. Kein Geist des Mannes kann der Frau dieses Besondere ersetzen. Der weibliche Körper ist der eigentliche menschliche Körper. Denn jedes Mädchen, jede Frau verschliesst in ihm unser ganzes physisches Glück.

Das Weib ist ein Lebenswerk wie die Kunst ein Werk des Mannes.

Zu Beiden zieht den höheren Menschen der innere Geist. Kann man auch mit einer solchen herausfallenden Neigung nicht auf die Gunst gewöhnlicher Menschen rechnen, so hat man doch als gesetzliches Wesen das Schwierige vor dem Bequemen vorzuziehen. Wie das Niedrige so ist auch das Höchste in gleichem Masse für ein nervöses feineres Gewissen unerreichbar und dadurch unüberwindlich.

Trivialitäten sind für einen vollendeten Mann letzte Schranken, wiederum sind für ihn letzte Schönheiten, denen er fremd bleibt, Ziele der Bewunderung und Entwicklung.

Der unzerstörbare Fortschritt ruht auf dem Bestand der Körperwelt. Diese ist kein allgemeiner leerer Durchgang wie Bildung und Wissen des Mannes.

Der Verkehr mit dem Manne ist leicht und darum vielfach fruchtlos, während das Verhältnis zur Frau unsere praktischen Instinkte aufregt. Nichts ist ernster zu behandeln als sie, denn im Konflikt mit den Sinnen der Frau geht es um unser keimendes Leben. Die Schönheit

der Frau liegt in ihrem tieferen Geschlechtsgrunde. Ihre äusseren Züge sind dagegen zufällig. Die Liebe zur Schönheit ist die beste Rettung vor unserem Unansehnlichen, aber sie ist eine Phrase, wenn sie nicht vor jedem ursprünglichen Wesen, dem schönen wie dem hässlichen bis zum Neid entzückt wird, bis zur Verwerfung unseres männlichen Witzes, der in unserem ewig einsamen Geschlecht rast.

Die Frau bleibt die schwere Aufgabe für den Mann, die ihm gestellt wird. Sie kann kein Mittel zu seinem Zwecke sein.

Weiblichkeit ist einer der subjektivsten Zustände des Lebens. Die Subjektivität der Frau, diese Durchsichtigkeit im Schleier des Geschlechts, der sie verhüllend befreit, ist ihr leichtes Geheimnis, das kaum zurückgehaltene Rätsel ihres Wesens. Die Frau hat ein inneres und eignes Geschlecht, indessen der Mann zum grossen Teil nur ein äusserliches und fremdes Geschlecht hat.

Individualität ist die Eigenschaft, die vom Manne verlangt wird.

Man lässt ihn logischer Weise für etwas gelten, das ist der soziale Missbrauch des Mannes. Aber Vorrechte sind faul und zerbröckeln, wenn sie nicht gegen etwas Warmes und Näheres verkauft werden.

Im Grunde sind nur Vorzüge, die unausrottbar sind, praktisch wertvoll. Die Geschlechtsvorzüge der Frauen sind wie alle Vorzüge nicht mit uns geteilte, nicht durch uns einholbare Vorteile von unentgeltlicher, ja unverantwortlicher Kraft.

Der Mann hat kaum einen Geschlechtsvorteil. Vielleicht liegen also seine Vorzüge wo anders.

Zu Schöpfungen der Wirtschafts- und Geisteswelt genügt der Mann.

Der Mann ist nur notwendig, aber das Weib ist kaum zu entbehren.

Dass er das Originale je für zweitklassig hat halten können, ist für die Stimmung des Philisters charakteristisch, der nur die Unterordnungen, aber nie die höheren Ordnungen des Lebens mit einem nassen Auge begleitet.

Und doch schafft gerade die scharfe Trennung der Wesen das lebendige Wunder. Unsere erste Spezialisierung hat für alle im äusseren Unterschied der Geschlechter ihren Ausdruck erhalten. In diesen Untiefen des Geschlechtslebens irrt sich der Laie. Aber Geschlechtsverbindungen haben weitergehende Beziehungen als Gesellschaftsverträge, Beziehungen, die jedem Durchschnittshelden entgehen und unliebsam sind.

In der Einlösung aller schweigenden Konsequenzen liegen die Tiefen der Geschlechtlichkeit und die Interessen der Menschheit.

Keine Verbindung der Menschen bewahrt die kindliche Unschuld ihres Anfanges, weil man zunächst gar keine freie Wahl, also auch kein Verdienst hatte. Jede Seelenbewegung läuft bis zum Ende ihrer eingesetzten Fähigkeit. Gefühle sind nicht minder ein sich überstürzender Mechanismus. Aber nicht nach unserer Gedankeneinteilung, sondern nach unserer organischen Zweiteilung vollzieht sich unsere Erhebung oder unsere Niederlage.

Das Geschlecht des Weibes ist eine Naturwirkung, die über kleine Unterschiede hinweggeht, um den Wiederstandslosen matt zu setzen und den Widerstrebenden hochzubringen.

Das Geschlecht gleicht die Gegensätze nicht aus, sondern geht über Gegensätze hinaus zu weiteren Gegensätzen.

Den Mitteln, wodurch eine Frau wirkt, kann der Mann nichts wegnehmen. Nicht um sie zu plündern, sondern um sie in ihrer Fremdheit zu empfangen, ist die an uns herantretende sichtbare Wohltat der Frau ein Ereignis in unserem Leben.

Die Frau kann uns vom schönsten Vorbild sein durch ihr Verlangen nach unserem bekennenden Wesen.

Die Verkennung der Frau verwischt den notwendigen Unterschied zwischen unserem Wunsch und dem Wesen, das ihn uns erfüllt, oder zwischen männlichem Ideal und seiner weiblichen Darstellung. Das Weib bleibt trotzdem dasselbe, wenn es den Wunsch des Mannes erregt und wenn es den Wunsch ausführt.

Jeder Vorzug kann von einer andern Seite leicht als Mangel erscheinen, aber für alle angeblichen Mängel hat der Mann nur mit um so mehr Phantasie einzuspringen. Es bleibt in der Frau in aller ihr bewussten Huld und Schuld ein ungenossener Reichtum übrig.

Das Seelenlose, welches der Mann glaubt der Frau nachzuahmen, ist nichts als grosse Torheit.

Ein hauptsächlicher Schaden für den jungen Mann ist, dass ihm die Frau Anderer als Gemütsbraut gegenüber steht. Die Folge ist, dass er alle weibliche Güte mit seiner goldenen Sehnsucht verwechselt und zu früh der Abrechnung mil der Frau enthoben wird.

Das Ueberragende des Mannes über die Frau mag galant sein. Der Geist der Ebenbürtigkeit ist schon rücksichtsvoller, aber erst unsere Gewissheit, dass die Ueberhebung wegen irgend welcher Ueberlegenheiten unsererseits unmöglich bleibt, ist ein freies Glück des Mannes.

Der Unfreie schätzt das Leben nur nach Gefühlen, aber das Gefühl ist eine Vorstellung, die alle Dinge in uns begleitet, und darum ein viel zu schwankender Massstab für die wahre, von persönlichen Stimmungen unabhängige Erkennung. Befriedigung, Genuss wird dem Manne durch keinen Vergleich mit etwas rein Innerlichem, sondern nur durch das ausser ihm. Sinnlichkeit ist männliche Sentimentalität. Sinnlichkeit ist die Grundlage für beide Geschlechter, durch die sich mancher ihrer Werte erhöht, keiner vermindert. Wird aber ein beiden Geschlechtern gemeinsames Element zur ausschliesslichen Vorstellung des Mannes, so bekommt er ein falsches Bild von seiner Macht. Der Trieb, der nur seine Eitelkeit befriedigt, hält keinen Vergleich aus mit dem Naturtrieb, der sich im bewussten Kampf mit der Stärke des Andern entzündet. Die geistreichen Menschen überschätzen ihre Erfolge. Die Leichtigkeit, die sich im Lob der Frau genügt, ist für die Frau das schlechteste Liebesgeschenk. Die einseitige Idealisierung verhindert meist die eigne Idealität, den freien Geist der Männer. Als ob sie von den Vorzügen der Frauen in sich selbst genug hätten, bereiten plumpe Herren die Frau auf ihr männliches Persönliches vor, statt sich für das Andersgeartete der Frau, für ihre Vollkommenheit, die vor allem die totale Negation des Mannes ist, bereit zu halten. Lege ich mich selbst der Frau unter, so lege ich gerade das ihr fremdeste Wesen unter. Der Gedanke der Männer bringt die Frauen in zu beschränkte Verhältnisse. Leute, denen es mehr auf die Quantität als auf die Qualität des Verstands ankommt, mögen die Frauen nach der Männerkultur schätzen.

Der schöngeistige Dilettant macht die ganze Natur zum menschlichen Wesen und verleiht ihr gefühlvoll das Geschlecht des Weibes. Der Blinde ist gern über seine Verhältnisse grossmütig und verschenkt, was er selbst nicht besitzt. Wenn wir weibliches Wesen wieder in eine solche Naturallgemeinheit bringen, verlieren wir sein seltenes Element ganz aus dem Auge.

Die Natur ist nicht mit dem Guten und nicht mit dem Bösen des Weibes zu verwechseln. Auch der Mann ist Natur. Mit sich allein, ist er noch oft genug krass. Ist der Mann aber in der Mehrzahl, so ist er vollends schädlich.

Nicht aus uns, nicht aus dem Mann kommen unsere erschütternden Erlebnisse. Unser Höheres gehört meist Anderen als uns. Was wir original besitzen, ist im besten Sinne ein neuer Schmuck für Fremde, für die Frau, für die Welt.

Wenn die Befreiung von uns selbst unser Wunsch wird, dann ist unser Glück gross. Wenn der Mann von den Besonderheiten der Dinge am tiefsten berührt wird, lebt er unmittelbar und in der Vollendung wie sie, die aus Natur die fernsten Dinge nahe bringt und das Unterscheidende erweckt, von schnell eindringendem Geist, der die Formen wechselt und dadurch die Formen schafft.

Das Behagen

Wir quälen uns. In flaue Freundlichkeit
Hat uns der Walzer und der Wein gebettet.
Wir machen uns in unsern Sesseln breit
Und spüren, wie die laute Nacht verfettet.

Ach, dieser schäbig blanke Glanz der Lichter;
Wie friedlich ihn die Spiegel wiedergeben!
Und wie der armen, geckigen Gesichter
Langende Lippen — gähnend sich verkleben!

Der Rechtsanwalt sitzt da — auf dem Fauteuilche.
Er ist noch jung trotz seiner funfzig Jahre,
Es glänzen seine feuchten Glatzenhaare

Und seine kugelrunde Nase, welche
(Und mit dem Ausdruck: Dies ist doch das Wahre!)
Entsteigt dem zitternden Champagnerkelche.

Ernst Blass

Theatertechnisches

Von William Wauer

Darsteller, Licht, Körperlichkeit sind tatsächlich. Die Malerei kann auch nur als Malerei tatsächlich sein.

Die Malerei als bühnentechnisches Ausdrucksmittel ist unmöglich anderes als Malerei.

Die Entfernung der Malerei von der Bühne gibt erst die Möglichkeit wahrer malerischer Betätigung im Theater.

Der bestgemalte Wald gibt weniger Illusion als die einfache Aufschrift „Wald", denn der gemalte schliesst eine Illusion ab, indem er sie wiedergibt, die Aufschrift regt die Illusion an, indem sie alles der Phantasie überlässt.

Die jetzige Art der Darstellung stellt das Wirken des Darstellers unter die Wirkung der allgemeinen malerischen und szenischen Illusion. Um die Täuschung des leblosen Bildes zu ermöglichen, wird der Darsteller falsch und widersinnig beleuchtet, er muss unsinnige und unmögliche Bewegungen machen und überall auf seine Umgebung verkehrte Rücksichten nehmen.

Nur eine gute Lichtgebung (nicht Beleuch-
ng) kann einen echten Eindruck und eine
erzeugende Raumwirkung geben ohne den
rsteller zu kompromittieren oder die Szenerie
möglich zu machen.

Eine charakteristische Gestaltung von Licht
d Schatten kann auch die Umgebung des Dar-
llers genau und richtig charakterisieren.

Licht kann nur gestaltend wirken, wenn es
Körper auf verschieden liegende Flächen
lt. Licht und Form unterstützen einander:
cht individualisiert die Körper durch die
hlagschatten und belebt die Flächen — die
ächen bringen die Reize des Lichts erst zur
ltung. Licht als Beleuchtung verliert seine
aft und seinen Sinn als Ausdrucksmittel.

Licht und Darstellung sind ganz Ausdruck:
werden empfunden. Worte und Szenerie sind
deutsame Formen und werden verstanden.

Ausdruck ist steigerungsfähig und abwechs-
gsreich. Die bedeutsame Form ist gleichmäs-
und unveränderlich.

Je innerlicher und intensiver die Darstellung
n soll, desto mehr muss sie dem Publikum
he gerückt werden. Je äusserlicher und gleich-
tiger die Darstellung, desto mehr kann man
in die Ferne rücken. Wo alles mitgefühlt
rden soll — vertrauliche Nähe. Wo alles nur
standen werden braucht: Ferne.

---

us der Vergessenheit

n Hjalmar Söderberg

I

Als ich eines Morgens die Todesanzeigen
meiner Zeitung durchflog, blieb mein Blick
einem mir wohlbekannten Namen haften:
nrik Cleve. Ich sass lange wie betäubt da,
wirrem Kopfe und starrte auf diesen Namen
der schwarzen Umrahmung. Ich hätte viel-
cht besser vorbereitet sein sollen. Ich wusste
dass seine Gesundheit untergraben war; aber
noch . . .

Wir waren, ehe er Stockholm verliess, gute
eunde gewesen. Wir hatten uns in der Däm-
rung vor der Kaminflamme bei Kaffee und
aretten Gesellschaft geleistet; wir hatten die-
ben Schriftsteller geliebt, wir hatten gegensei-
unsere Familien besucht, wir waren zusam-
n in Cafés und Theatern gewesen. Wir tra-
uns so ziemlich jeden Tag. Er pflegte mir
ttags entgegenzugehen, wenn ich von meinem
ro kam; wir gingen dann zusammen durch
assen und Promenaden, blieben bei einem
chhandlungsfenster hier, einem Blumenladen
t stehen, und sprachen über alles und nichts.
ine Existenz war gleichmässig und alltäglich,
hingegen hatte oft von Erfolgen und Enttäu-
ungen zu erzählen; er wollte Schriftsteller
rden.

Doch eines Tages stellte es sich heraus, dass
kleines väterliches Erbe stark angegriffen
r — er musste nun an seinen Lebensunter-
t denken. Er entwarf verschiedene Projekte,
r schob bis auf weiteres alles beiseite; end-
kam der Tag, an dem jeder weitere Auf-
ub die Situation ernst machen konnte. Da
te er einen raschen, vielleicht allzu raschen
schluss; er suchte und fand eine Anstellung
einer Provinzzeitung in Südschweden. Ich
ihm ab, doch ohne Resultat. Ich konnte
igens keine besonders triftigen Gründe an-
ren: denn er musste doch leben.

Ich erinnere mich sehr deutlich an den letz-
ten Abend im Kaffeehaus. Wir sprachen nicht
viel. Der „Pascha" servierte uns; wir nannten
ihn Pascha wegen seines Phlegmas, und seines
grossen türkischen Schnurrbarts. Cleve war ner-
vös. Er fing einen Satz an und unterbrach sich
selbst, nahm eine Zeitung, las ein paar Zeilen
und warf sie wieder weg. Der Kaffee war da-
mals zufälligerweise schlecht — das Lokal war
beinahe leer, die Kellner lehnten müssig an den
Wänden — der Regen tropfte auf das Fenster-
blech, und aus der Garderobe drang ein Geruch
von nassen Ueberkleidern herein.

Gegen Mitternacht trennten wir uns:

Weiss Gott, wann wir uns das nächste Mal
sehen . . .

Es ist nun mehr als anderthalb Jahr her,
seit er abreiste. Anfangs korrespondierten wir
fleissig, dann wurden wir nach und nach müde
— ein häufiger Fall. Ich habe alle seine Briefe
aufgehoben: die Korrespondenz des ersten Jah-
res ist ein voluminöser Band, aus dem zweiten
habe ich drei, vier kurze Episteln. Der letzte
Brief ist über drei Wochen alt, und nun steht
es mit einemmal vor mir, dass ich ihn nicht be-
antwortet habe.

Man hat an so vieles zu denken. Jetzt ist
es zu spät,

Ich sehe sein Antlitz und höre seine Stim-
me, wenn ich allein in der Dämmerung sitze
und in seinen Briefen blättere, die sich äusser-
lich alle gleichen, mit feiner, leicht leserlicher
Schrift auf gelbliches Papier geschrieben. Dort
auf dem Sofa pflegte er zu liegen; hier am
Schreibtisch sass ich, und er verwendete unge-
niert den Teppich als Aschenschale.

II

Sein erster Brief ist kurz:

Du Lieber!

Diese Stadt ist eine recht betrübliche Er-
scheinung: ein kleines, dummes, schmutziges
Rechteck mit der Kirche an einem Ende und
der Unterrichtsanstalt am andern; im übrigen
eine Anzahl Kasernen, etliche Kanonen und viel
Artilleristen.

Und die Redaktion . . . , neue Bekannt-
schaften, fremde Menschen. Sie beanspruchen
mein Interesse für die nämlichen Dinge, die sie
selbst ausfüllen: die Schlechtigkeit der Konkur-
renzzeitung, die schwachen Verstandesgaben des
Bürgermeisters und der übrigen Machthaber, das
Steigen der Postauflage . . .

Das Café des Freimaurerhotels ist wahr-
scheinlich die beste Institution der Stadt; die
Kellnerinnen sind aufmerksam und etwas ältlich,
ohne allen Anspruch auf Hofmacherei. „An
Sonntagen gute Musik."

Meine Kollegen bei der Zeitung haben, ich
weiss nicht aus welchem Anlass, Brüderschaft
mit dem Portier des Hotels getrunken, einem sehr
ehrenwerten jungen Mann vielleicht, in dessen
Beruf es nun einmal aber fällt, Trinkgeld zu
nehmen.

Dein Freund

H. C.

Dieser Brief ist von Anfang Oktober datiert.
Er enthält offenbar den ersten Anprall von Ein-
drücken: er zeigt eine gewisse Ungeneigtheit,
die Situation ernst zu nehmen, sich zu orientie-
ren und sich in der neuen Umgebung heimisch
zu machen. Das scheint ihm übrigens überhaupt
nicht gelungen zu sein. Später wird er bitterer:
es wird ihm allmählich klar, dass er vielleicht
für Lebenszeit an dieses kleine Fliegenpünktchen
auf der Karte festgenagelt ist, ohne Heim, ohne
Freude.

Er schreibt Mitte Dezember:

Ich fasste alles anfangs als eine missglück-
te Farce auf, eine langweilige Farce, bei der man
aus purer Barmherzigkeit an den Stellen lacht,
wo der Verfasser es wünscht. Nun lache ich
nicht mehr. Ich bin doch gewöhnt, in schönen
Räumen zu wohnen; hier habe ich mich in ein
kaltes, unwirtliches Loch mit fettigen Tapeten
einquartiert. Meine Wirtin hat eine wahnsinnige
Tochter und einen kranken Kater. Die Geistes-
krankheit der Tochter ist von der turbulenten
Art; sie schreit und singt und vollführt einen
furchtbaren Spektakel im Zimmer nebenan, auf
der Stiege und überall. Der Kater leidet an einer
Hautkrankheit: um Hals und Nacken sondert er
eine gelbliche Flüssigkeit ab; die Laune des Tie-
res ist herabgestimmt, das alles bietet einen nie-
derschlagenden Anblick. Er liegt den ganzen
Tag im Flurfenster und wartet darauf, dass ein
Sonnenstrahl ihm den Rücken wärmt; wenn er
mich erblickt, macht er einen matten Versuch zu
spinnen und will sich an dem haarigen Stoff
meines Ulsters reiben.

Die Redaktion: neueingerichtet, gelbgebeiz-
tes Birkenholz, eine Batterie leerer Flaschen in
der Kachelofenecke. Der Redakteur sitzt zufrie-
den vor dem Feuer: die Postauflage steigt, un-
aufhörlich laufen neue Bestellungen ein. Es reg-
net und stürmt; Mägde und alte Weiber segeln
wie Ballons über den grossen Marktplatz. Ge-
rade gegenüber, vor der Kaserne, steht ein Schil-
derhaus, in jener eigentümlich schreienden Nuan-
ce angestrichen, die ich Rollgardinenblau nennen
möchte; ein Artillerist geht auf Posten — auf
und ab, hin und her; von Zeit zu Zeit, in be-
stimmten Zwischenräumen bleibt er stehen, streckt
sich und stösst aus irgend einem Anlass, den
ich nicht kenne, ein entsetzliches Geheul aus.
Er tut mir sehr leid.

Gestern war ich zu einer Familiengesellschaft
bei einer sehr liebenswürdigen, mittelalterlichen
Kupferschmiedswitwe eingeladen. Die Löwen
waren die Sergeanten der Artillerie. Der Um-
gangston in den Familien, bei denen wir Zu-
tritt haben, ist einfach und ungezwungen. Ein
jüngerer Sergeant verkleidete sich als Dame: auf
der Brust plazierte er zwei runde Herrenhüte,
darüber ein Tuch; rückwärts band er sich un-
gefähr einen halben Jahrgang des „Blattes" fest.
Diese Dame hatte einen grossartigen Sukzess.
Die Herren schlugen sich gegenseitig auf den
Bauch und kreischten vor Lebensfreude; die Da-
men kicherten, die jüngeren erröteten schamhaft,
der Hüte wegen. Unser Beruf wird in diesen
Kreisen mehr lächerlich als eigentlich strafbar
gefunden und gibt Anlass zu vielen schmerzhaf-
ten Anspielungen, die natürlich immer mit Bon-
homie aufgenommen werden; ich bin überdies
noch ganz speziell einer freundlichen, gutmütigen
Neckerei ausgesetzt, weil ich ein Stockholmer
bin, eine hier in der Stadt sehr lächerliche Ei-
genschaft.

Unser Redakteur, der sich durch ökonomi-
schen Wohlstand und Oeldruckbilder in vergolde-
ten Rahmen auszeichnet und irgend eine Art Rot-
wein zu Tische trinkt, steht im übrigen vollständig
auf derselben sozialen Stufe wie die Mitarbeiter.
Nach drei- bis viertägigem Beisammensein begann
er allmählich, wie aus Zerstreutheit, den Titel
„Herr" auszulassen und nannte mich einfach
Cleve. Meine Verblüffung war unerhört. Jetzt
kann mich hier nichts mehr erstaunen machen.
Ich weiss manchmal nicht recht, ob ich träume
oder wache. Und die Mitarbeiter nehmen mit

denselben Verhältnissen vorlieb, auch der Jüngste, der doch ein Uebermensch sein will. Es ist seit Nietzsches Auftreten und Popularisierung ein beinahe beunruhigender reicher Zufluss an Uebermenschen eingetreten . . . Ich bin mit den Kollegen nicht viel beisammen, obgleich ich im übrigen auf ganz gutem Fusse mit ihnen stehe, aber wir haben verschiedene Kaffeezeiten. Ich bin wirklich ein wenig einsam hier. Du verstehst, man kann sich ja — aus Affektation und weil man es in Büchern gelesen hat — einsam fühlen, wenn man unter Freunden ist, einsam mitten in seiner Familie. Aber ich versichere Dich, es ist etwas ganz anderes, einsam zu sein — zu fühlen, wie die Einsamkeit unter der Decke unseres Zimmers brütet, wie sie zwischen den Ranken der Tapete kriecht und aus allen Ecken starrt.

— Als ich heute zeitig morgens mein Zimmer verliess, lag der kranke Kater tot auf seinem Fensterbrett.

Dein

H. C.

Im nächsten Brief schildert er das Weihnachtsfest, das sehr unbehaglich sein muss; aber er macht noch immer lobenswerte Anstrengungen, den Mut aufrechtzuerhalten und versucht, sich selbst und mir einzureden, dass er sich mit der Zeit schon wohl fühlen wird. Dieser Brief hat einiges von dem traditionellen Briefhumor; auch melancholische Menschen bemühen sich ja oft, in ihren Briefen humoristisch zu sein.

Von Januar datieren zwei Episteln, die literarische Exkurse enthalten, hauptsächlich über Huysmans, Bang, Strindberg; ferner ein kurzer und etwas mystischer Brief über eine gewisse Franziska „eine junge Dame, die sich durch mehr Schönheit als Tugend und mehr Untugend als Schönheit auszeichnet.“

Ende Februar ist er in guter Stimmung gewesen.

Alter Ravaillac!

Es ist hier unten schon eine Art Frühling, es weht frisch, aber lau draussen auf der Ebene. Der Schnee ist fort, die Eisschollen unten im Flusse seufzen und knacken, die Dohlen flattern nervös um den Kirchturm. In Stockholm gibt es einen Menschen, der bis jetzt ein Schuft war. Er ist mir nämlich seit meiner Wohlstandszeit Geld schuldig gewesen. Und nun hat er sich bekehrt und das Geld geschickt! Es ist im Himmel grössere Freude über einen Sünder etcetera. Ich ging gleich zu meinem Schneider und bestellte einen neuen Frühlingspaletot aus schwarzem Cheviot ohne Rückennaht. Es liegt freilich im Geiste der Zeit, alle moralischen Bande zu lösen, aber irgendeine Religion muss der Mensch haben.

Dein Freund

H. C.

Ich blättere weiter. Im März:

— — — Du fragst, wie es mir geht. Ach ja. Ich huste ein wenig mehr als früher, sonst nichts. Es ist schlechtes Wetter. Ich halte mich meistens im Zimmer, bei Burgunder und Zigaretten. Das ist das beste, was man in diesem gottverfluchten Monat März tun kann. Ich stelle mir vor, dass ich noch drei bis vier Jahre zu leben habe. In dieser Zeit sollte man es wohl fertig bringen können, ein gutes Buch zu schreiben, glaube ich. Ich habe eine Idee, an und für sich ausgezeichnet, aber sie quält mich schrecklich; ich weiss, dass ich sie noch nicht ausführen kann. Trotzdem mache ich einen Entwurf nach dem anderen und lege ihn beiseite. Hier ist mein Motto, obwohl es wahrscheinlich nicht auf das Titelblatt gedruckt wird — es ist von Jacobsen: Es gibt nichts auf der Welt als Weiber. Aber ich fürchte, dass es ein unmodernes Buch wird, jetzt will man wieder Lebensfreude haben. Gleichgültig übrigens, es wird ohnehin nicht fertig.

Schluss folgt.

Literaturgeschichte

Wir leben trotz Paul Scheerbarts im Zeitalter der Qualität

gedanklich geschweigen denn ethisch sonderlich rühmenswerten Auslassungen Paul Scheerbarts in Nr. 67 des „Sturm“ habe ich nur eine kurz abfertigende Antwort, zumal da sie von völlig unbeteiligter Seite bereits als „albern, töricht und taktlos“ gekennzeichnet wurden. Sollten sie ein Angriff sein? Weshalb wandte Herr Paul Scheerbart sich dann nicht offen und ehrlich an mich, wie ich mich an ihn gewandt hatte, um zu prüfen, ob er sich für meine Literaturgeschichte eigne oder nicht?

Oder wollte er, der „am wenigsten gelesene aller lebenden deutschen Autoren“, dadurch Propaganda für sich machen? Auch für diesen Fall ist sein Vorgehen lediglich eine traurige Entgleisung.

Mit solchem Bedauern schliesse ich eine Debatte, die Herr Scheerbart wohl nur in unbedachter Zeitvergeudung heraufbeschwor.

Trott Hermann Schilling — s

Mir deucht, dass diese Entgegnung die Qualität des Herrn Oberlehrers ganz und gar entschleiert hat. Der Herr Oberlehrer ist jetzt abgestempelt; es nutzt ihm nichts, dass sein Portrait auch in der Dichterhalle des Arndt-Museums zu sehen ist. Ein Verleger sieht ein, dass eine Literaturgeschichte der letzten drei Jahrzehnte ein „Geschäft“ wäre. Um mit einem Honorar-Minimum abzukommen, wendet er sich an Herrn Schilling. Und der „macht“ die Sache, obgleich er die lebenden Autoren garnicht kennt; er behauptet einfach, dass ich der am wenigsten gelesene Autor bin. Nun — das Publikum muss endlich darüber aufgeklärt werden, dass sich derartig harmlose Oberlehrer zur Abfassung von Literaturgeschichten nicht eignen.

Der Oberlehrer spielt aber bei dieser ganzen Geschichte eine sehr nebensächliche Rolle. Der Fall ist typisch. Und darum vollte ich dem genialen Verleger Haupt aufs Haupt schlagen. Weiss der Herr nicht, an wen er sich zu wenden hat, wenn er „Literaturgeschichten“ herausgeben will? Weiss der Herr Haupt nicht, dass die Oberlehrer die Literatur der letzten drei Jahrzehnte garnicht kennen? Und er gibt einem Unwissenden den Auftrag? Der Name Haupt wird in der Literatur förderhin ein Hauptwort werden. Seine Literaturgeschichte soll dem Herrn Haupt heute schon ganz gehörig versalzen werden.

Ich mache jetzt nur noch ganz besonders darauf aufmerksam, dass Herr Schilling durch seine „kurz abfertigende Antwort“ bewiesen hat, dass er literarische Glossen nicht kapiren kann. Ich verzichte darauf, den Herrn aufzuklären.

Paul Scheerbart

Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE
Verantwortlich für die Schriftleitung in Oesterreich Ungarn / V.: Oskar Kokoschka

Neue Sezession

Galerie Maximilian Macht

Dritte Ausstellung

Berlin W. Ranke-Strasse 1
an der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche

Druck von Hermann Blanke's Buchdruckerei, Berlin C. 54, Kleine Rosenthalerstrasse 9.